

Wie von Donatello

Rolf Hochhuth hat eine Erzählung über Alan Turing geschrieben, einen Engländer, der entscheidend zum Sieg über Hitler beitrug.

Rolf Hochhuths neuer Held, der britische Mathematiker und Computer-Pionier Alan Turing, war ein genialer und unglücklicher Außenseiter*.

Geboren 1912, schrieb der linkische, verträumte, äußerlich fast verwahrlost wirkende Einzelgänger in Cambridge mit 23 Jahren eine komplizierte Abhandlung über „berechenbare Zahlen“, die man später die „Geburtsurkunde des Computers“ genannt hat. Ausgehend von der reinen Mathematik, entwickelte Turing darin das Konzept einer Universalmaschine, eines elektrischen Gehirns.

Während des Krieges leitete der brillante junge Mathematiker in Bletchley Park bei London ein streng geheim operierendes Spezialistenteam, das die Chiffrierungen der bis dahin für unüberwindlich gehaltenen deutschen Verschlüsselungsmaschine „Enigma“ entzifferte.

Bei der weiteren Entwicklung des Computers geriet die Rolle des Pioniers Alan Turing rasch in Vergessenheit. „Bereits 1950“, pointiert Andrew Hodges, der Verfasser einer akribischen und einfühlsamen Turing-Biographie, „war Alan Turing eine Unperson, der Trotzki der Computer-Revolution.“

Doch damit nicht genug. Der Mann, dem die Wissenschaft und sein Land so viel verdankten, wurde wenig später zum gesellschaftlichen Outlaw gestempelt: Alan Turing war homosexuell.

1952 stellte sich – im Zuge von polizeilichen Nachforschungen über einen Einbruch in Turings Haus – heraus, daß er sexuelle Kontakte mit einem 19jährigen Mann gehabt hatte. Das war ein Verstoß gegen ein Gesetz von 1885, das schon Oscar Wilde zum Verhängnis geworden war. Wegen „grober Unanständigkeit“ (gross indecency) wurde Turing der Prozeß gemacht. Vor die Wahl zwischen Gefängnis und einer Medikamenten-„Therapie“ gestellt, wählte Alan Turing die Hormonkur; bald wuchsen ihm Brüste. Ein Jahr nach dem Ende dieser Behandlung aß Turing,



Schriftsteller Hochhuth, Mathematiker Turing: „Das Genie fand sofort das Genie“

des Lebens müde, von einem mit Zyankali präparierten Apfel. Er war noch keine 42 Jahre alt.

Was Hochhuth nun eine Erzählung nennt, bietet ihm zunächst und vor allem wieder einmal Gelegenheit, sich selbst zu zitieren, den unerschrockenen, unermüdlichen Enthüller Hochhuth.

Gleich auf der ersten Seite ist von der „Sikorski-Churchill-Tragödie“ die Rede: gemeint ist Hochhuths Theaterstück „Soldaten, Nekrolog auf Genf“, das 1967 in England einen Skandal auslöste.

Hochhuth hatte darin Winston Churchill, den er gleichwohl immer als einen der größten Staatsmänner des „freien Westens“ verehrt hat, angelastet, er persönlich habe den polnischen Exil-Ministerpräsidenten Wladyslaw Sikorski auf dem Gewissen, zu dessen Ermordung er 1943 seinen Geheimdienst angewiesen habe. Hochhuth blieb die Beweise schuldig und wurde deshalb in Großbritannien wegen Beleidigung verurteilt. An seiner eigenwilligen Geschichtsversion hat er freilich unbeirrt festgehalten.

Auch in „Alan Turing“ setzt er das von einer sonderbaren Haßliebe motivierte Dauergefecht mit dem Geist Churchills fort, dem er diesmal, als Sparringspartner gewissermaßen, einen anderen Geist gegenüberstellt: den von Alan Turing.

„Churchill kommt“, heißt das zentrale Kapitel. Wie der überwiegende Teil des Werkes ist es aus der Tagebuch-Perspektive einer fiktiven Monica geschrieben, die der Autor als ehemalige Sekretärin und Verehrerin Turings präsentiert.

Hochhuth läßt in diesem Kapitel die beiden, in seinen Augen, wahren Kriegshelden Englands aufeinandertreffen. In der Tat ist zumindest ein Besuch Churchills in Bletchley Park, im Sommer 1941, historisch verbürgt, in dessen Verlauf dem Premier auch Turing kurz vorgestellt wurde.

Hochhuth konstruiert nun einen ausufernden Dialog seiner beiden Helden – inmitten der staunenden Belegschaft von Bletchley Park. Diesen frei erfundenen Auftritt stilisiert er zum dramati-



Deutsche Chiffriermaschine „Enigma“
Für unüberwindbar gehalten

* Rolf Hochhuth: „Alan Turing“. Rowohlt Verlag, Reinbek; 192 Seiten; 28 Mark.

schen geschichtlichen Augenblick: „Der Premierminister ging auf Alan zu, als kenne er ihn; das Genie fand sofort das Genie zwischen allen anderen.“ Bei Churchill freilich paart sich das Erhabene, so will es der Autor, wieder einmal mit dem Schurkischen.

Der Premier weiht Turing in das kaltblütige Kalkül seiner Kriegspolitik ein. Beim Abhören des deutschen Funkverkehrs habe man, so erzählt er, den Plan eines Luftangriffs auf die Stadt Coventry aufgefangen.

Ein Geheimdienstoffizier habe ihn daraufhin gefragt, ob man Coventry eilends evakuieren solle. „Selten im Leben“, legt Hochhuth nun Churchill in den Mund, „war etwas so schmerzlich wie dieses Nein, das ich sagen mußte – oder meint jemand von Ihnen, bitte, ich hätte anders entscheiden dürfen? Um die Zivilisten einer Stadt zu evakuieren – preisgeben, daß wir die feindlichen Befehle lesen können?“

War also Coventry, jene Stadt, deren Name wie Guernica, Dresden oder Hiroshima zum Synonym des totalen Krieges gegen Zivilisten wurde, für Churchill nur ein Bauernopfer?

Die These, 1974 von einem britischen Ex-Geheimdienstler in die Welt gesetzt, hat seinerzeit viel Aufsehen verursacht. Eine als zuverlässiges Standardwerk geltende Geschichte des englischen Geheimdienstes kam indessen 1979 zum Ergebnis, daß die schwerwiegende Beschuldigung nicht haltbar ist.

Mit dem Gestus des schonungslosen Aufklärers gibt sich Rolf Hochhuth aber nicht zufrieden: Er will eine Geschichte erzählen, und damit hat er sich zu viel zugemutet. Die notorischen Markenzeichen des Verfassers finden sich in „Alan Turing“ unverändert wieder: die Spracharmut, der ungelenke Satzbau, die Neigung zum Klischee.

Churchill zu Turing: „Also Ihre – es bleibt Ihre, Turing – universelle Maschine gegen Hitlers universelle Waffe. Denn universell – oder nicht? – ist doch eine Waffe, wenn sie alle anderen subsumiert: Enigma ist die vollendete Tarnung aller Waffen Hitlers . . . und die haben Sie enttarnt . . . Wie nennen Sie diese Apparatur?“ Turing: „Da ist noch kein Name, Premierminister – lateinisch: computare = rechnen. Computer? Vielleicht könnte man Computer sagen?“

Besonders kraß tritt Hochhuths erzählerisches Unvermögen in einigen Passagen zutage, in denen sein Versuch, erotische Szenen darzustellen, einmal mehr in haarsträubendem Kitsch endet: „Dieser Venezianer“, läßt er Turing sagen, „grazil proportioniert wie von Donatello, hatte den schönsten Leib, der mir je geschenkt wurde. Und ein Leuchten in den Augen wie Neuschnee in der Mittagssonne, weil – was ich sonst bei keinem Menschen gesehen habe – seine Augäpfel bei achatschwarzen Pupillen so weiß blitzten wie seine jungen Wolfszähne, die so gefährlich aussahen, wie sie

zärtlich und behutsam waren beim Liebeslecken.“

Am ärgerlichsten an diesem Buch ist aber der Umgang des Autors mit seiner Titelgestalt. Alan Turing gegenüber schwankt Hochhuth zwischen zwei Haltungen: zwischen vollmundiger Heldenverehrung und einer gönnerhaften Verniedlichung Turings, den er in einem Interview „eine der rührendsten Figuren der Zeitgeschichte“ genannt hat.

In einer Vorbemerkung betont Hochhuth den fiktiven Charakter seines Werkes. Mehr als zweifelhaft erscheint es aber, ob die literarische Freiheit, die er sich gegenüber seinem historischen Helden herausnimmt, so weit gehen kann, daß er „Alan Turing“ Auffassungen unterschiebt, die das Denken von Alan Turing auf den Kopf stellen:



Soziologe Beck: „Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch“

Er schreibt Turing selbstquälerische Zweifel an der moralischen Rechtfertigung des wissenschaftlichen Fortschritts zu; er läßt ihn voraussehen, daß durch den Computer Millionen arbeitslos gemacht werden.

In Wahrheit war Turing, genial und verblendet zugleich, völlig unfähig, sich die gesellschaftlichen Folgen seiner Arbeit vorzustellen. Er hing einem ungebrochenen Wissenschaftsglauben an, den man heute wohl naiv nennen würde. Die amerikanischen Atombombenversuche von 1946 weckten in ihm, ein Jahr nach Hiroshima, vor allem die Sorge, dadurch könne die Wissenschaft insgesamt in Verruf geraten.

Rolf Hochhuths Spezialität ist die Dokumentarfiktion. Doch leider tendieren die dokumentarisch gemeinten Teile seiner „Erzählung“ zur Fiktion, die fiktiv gemeinten zum Kitsch.

BÜCHER

Reich der Schatten

Umweltängste verändern das Leben in den Industrieländern: Mit seinen Thesen über die „Risikogesellschaft“ macht ein Bamberger Soziologe Furore.

Vor 15 Jahren faßte Hermann Schneider aus Hamburg den Entschluß, mit seiner Familie aufs Land zu ziehen. Weit draußen vor der Hansestadt, in der Wilstermarsch, erwarb er ein Bauernhaus, das er liebevoll restaurierte. Sein ganzes Erspartes ging dabei drauf.

Heute wäre Schneider sein idyllisches Landhaus gern wieder los; doch er findet

keinen Käufer. Der Grund: Vor den Sprossenfenstern des Backsteinbauwerks ragt inzwischen ein graues Betonmonstrum in den Himmel – das Kernkraftwerk Brokdorf. Hier, im Vorfeld des umkämpften Atommeilers, mag sich kein Stadtflüchtling niederlassen.

Schneiders Malheur, die unvorhersehbare Entwertung seines Eigentums, ist ein Mißgeschick, das in einem Land wie der Bundesrepublik jedem widerfahren kann. So jedenfalls sieht es der Bamberger Soziologie-Professor Ulrich Beck in einem unlängst erschienenen Buch mit dem Titel „Risikogesellschaft“. Becks Botschaft: Vor den schädlichen Folgen des Fortschritts ist in Stadt und Land niemand mehr sicher.

Längst, lehrt Beck, gleiche die Umwelt in den Industrieländern einem Dschungel, in dem die Einwohner, wie einst in der Steinzeit, ständig von unvermutet auftretenden Risiken bedroht